

81

Niobe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Jonas Lie.

Frau Vaarvig schlief spät ein und erwachte plötzlich in großer Unruhe und Angst.

Diese nächtliche Unruhe war ihr durch ihr Leben als Frau eines Arztes zur Gewohnheit geworden. Selten verging eine Nacht, ohne daß irgend eine Angst sie besiel und sie ihre Künste durch den großen, kalten Saal bis an die Schlafzimmertür der Kinder machte. Bald war es die Besorgnis, ob die kleinen Mädchen das Licht wohl gelöscht hätten, ob Maffi wohl die Bettdecke abgeworfen hatte und hustete. Oder ob Arndt den Terpentinschlag vom Hals genommen, ob die Strümpfe und Schuhe nah dalagen, ohne zum Trocknen hinabgenommen zu sein oder ob der Ofen auch dimstete.

Jedesmal lag sie da und studierte förmlich, wie sie vorgehen müsse, wie sie das Kunststück ausführen könne, aufzustehen und Licht anzuzünden und zur Thür hinauszugehen, ohne ihren Mann zu wecken, der spät heimgekehrt war oder zu jeder Stunde der Nacht zu einem Kranten gerufen werden konnte. Sie wußte, was sie wagen durfte, je nachdem er so oder so lag, leicht oder fest schlief. Sie hatte sein Gesicht studiert, daß sie fast seine Träume erraten konnte, wie er so neben ihr im Bette lag, stets mit einem so wundervoll ruhigen Ausdruck, im Gegensatz zu all dem Unwetter, das in wachem Zustande darüber hinging und gegen das sie ankämpfen mußte.

Sie wanderte da drinnen im Saal auf und nieder, wenn es nicht zu kalt dazu war, und sie konnte sich oft so wohl dort fühlen, konnte sich gleichsam mit ihren eignen Gedanken dort ansuchen.

Aber diese Nacht war sie wie aus einem bösen Traum aufgeschreckt.

Es war etwas geschehen . . .

Was war dies mit Minka und Fräulein Feiring?

Als bestände ein geheimnisvolles, verborgenes Einverständnis zwischen ihnen, etwas, das ihr verborgen und vor-enthalten werden mußte!

Die Abhandlung, von der Fräulein Feiring sprach, die mußte Minka geschrieben haben.

Das Mienenpiel, Minkas schlecht verhehlte, große, angst-erfüllte Freude . . . Sie sah das alles wieder vor sich mit einem stets bitterer werdenden Gefühl, daß sie, die Mutter, außerhalb dieser Sache gehalten werde.

Und was konnte sie geschrieben und eingesandt haben? „Das Erwachen der Frau“ hatte der Titel gelautet; Minka hatte stets eine Vorliebe für die Feder gehabt.

Ah, aber es war ja nicht der Umstand, daß Minka schrieb; das war es ja nicht . . .

Frau Vente starrte nur in eins hinein, kam immer nur wieder auf eins zurück:

Der Grund und Boden des Vertrauens fehlte, existierte nicht mehr; Minka hatte sich, verborgen vor ihr, entwickelt.

Sie starrte und starrte da hinein . . . Die Luft klappte immer breiter; es wehte sie ein stets eisiger werdender Hauch daraus an:

Sie hatte Minka verloren!

Die älteste Tochter, die unter ihren Augen und ihrer erziehenden Hand gestanden hatte, bis sie erwachsen war, die sie so voll und ganz zu verstehen glaubte . . .

Aber gerade ihr bestes Leben lebte sie nun für sich, im Verborgenen. Und den Weg zu ihrem innersten Glauben, den besaß sie nicht mehr.

Sie hatte Minka verloren!

Ein unüberwindliches Verlangen, aufzuspringen und zu ihr hineinzustürzen, überkam sie.

Sie nur zu sehen, während sie schlief, gleichsam zum letztenmal Abschied von ihrer Illusion zu nehmen!

Eine Weile später stand sie, das Licht in der Hand, in dem Saal an dem alten, langen Tisch, auf dem die ganze Wäsche ausgebreitet war.

Der kalte Saal lag finster da und die Umriffe des großen eisernen Ofens erschienen gewaltig und drohend in der Dunkelheit.

Das erdrückende Gefühl wuchs und wuchs . . . Da war Endre, den sie mit ihrer ganzen Willenskraft auf seiner neuen Bahn stützte.

Und da war Kjell.

Kannte sie die, wußte sie, was sie meinten und dachten? Besaß sie ihr Vertrauen?

Hatte sie ihre beiden ältesten Söhne nicht im Grunde auf gleiche Weise ebenfalls längst verloren?

Sie entsann sich, wie sie beide, jeder auf seine Weise, zu lächeln und zu schweigen pflegten, wenn sie sich über irgend etwas warm redete.

Wie erbittert war nicht Endre gegen den Vater!

Und dann war da Arndt und da war Maffi; und auch die sollte sie noch verlieren!

In rostloser Angst fühlte sie nur, daß sie retten wollte und mußte, was zu retten war. Sie stieß einen inwendigen Notschrei aus; sie wollte nicht mehr Kinder verlieren, nicht mehr.

Sie ging unruhig umher, als suche sie etwas in dem großen, kalten Saal.

Hatten sie den Kindern zu wenig Freiheit gewährt, waren sie zu wenig menschlich vertraulich mit ihnen gewesen? Sie selber verfolgte ja mit einer solchen Freude alle Ideen der Zeit, hoffte so fest auf bessere Zustände. Aber wenn es schließlich so weit kam, war es doch nicht so leicht, sie durchzuführen. Es war, als wären sie noch nicht zu Sitten erstarkt.

Sie blieb vor dem Glaschrank stehen, in dem alle die Apothekersachen des Doktors standen, leuchtete mit dem Licht geistesabwesend über die zahllosen Päckchen, Krufen, Flaschen und Schachteln, große wie kleine, als wolle sie die Aufschriften studieren.

Da glitt plötzlich ein Schimmer über Frau Ventes Gesicht.

„Morgen am Tage abonnieren wir auf das „Zwanzigste Jahrhundert“.“

„Und gelegentlich fordert man dann Minka auf, doch etwas zu schreiben, sich einmal mit der Feder zu versuchen.“

Sie ging wieder langsam eine Strecke weiter bis an den zusammengeklapperten Spieltisch, zu ihren eignen Gedanken nickend. Die zerstreut liegenden Möbel waren wie Dafen, auf die sie den Leuchter hinsetzte.

Ein Gefühl der Ruhe überkam sie.

Wie doch alles so zu nächstlicher Zeit an Umfang zunahm! Freilich, sie hatte ja heute abend nach dem Besuch der Gouvernante vor lauter Angst nichts genießen können. Man schlief niemals gut mit leerem Magen.

Wenn sie in die Speisekammer hinabging, um sich ein Stück Butterbrot zu schneiden?

Das Licht verschwand auf dem Flur.

3.

Das Karriol des Doktors war an dem kühlen Sommermorgen früh von dannen gerollt. Das Mädchen fing an, die Fenster im Studierzimmer zu putzen, und allerlei häusliche Arbeiten, die stets während der häufigen Abwesenheit des Doktors ausgeführt wurden, waren in Gang gesetzt.

Schultheiß' Erscheinen im unteren Stockwerk außer den Mahlzeiten war meistens eine Folge dieses Karriolgerassels. Seine Nerven waren stets durch den Doktor bedrückt, allein durch das Bewußtsein, daß er do war . . .

Er konnte einen Spaziergang durch die Zimmer machen oder draußen auf dem Hofplatz umhersehend und stolzieren und frei aufatmen, konnte da stehen und den Schleifstein anstarren, während er gedreht wurde und einer der Schnitter schliff, konnte tief sinnig durch die Thür des Holzschauers guden, wo der Holzknecht Holz zerkleinerte, oder über die Umfriedigung hinweg der San und den Ferkeln kurze ironische Lebensanschauungen zum besten geben und dem Ziegenbock einen philosophischen Vortrag halten.

Unten im Garten war man mit Jäten und Begießen beschäftigt, so lange der Morgen noch etwas Schatten spendete, und in seinen einsamen Studien hatte Schultheiß gerade angefangen, mit vorsichtigen Schritten über einen der Balken, die an der Wand des Viehhauses lagen, zu balancieren, als Minka seiner ansichtig wurde und eiligst durch die Gitterthür kam.

Er machte einen Anlauf, als wollte er das noch fehlende Ende des Balkens springend zurücklegen, hüpfte dann aber mit einer eleganten, tiefen Kniebeugung hinüber.

„Herr Schulteiß,“ begann sie eifrig, „Sie sind doch wohl nicht so in Gedanken versunken, daß Sie vergessen, rechtzeitig auf den Postboten zu achten, ehe Kjel ihn abgefahrt hat. Sie wissen ja, daß er stets draußen vor dem Hofthor ist und revidiert.“

Schulteiß' ruhiges, bewußtes Lächeln wies jeden Zweifel zurück.

„Die Uhr muß ja bald zehn sein und noch gehen Sie hier?“

„Ich versichere Sie, Fräulein Minna . . . Können Sie einen Augenblick zweifeln an meiner —“ hier unterbrach sich Schulteiß verlegen.

„Könnten Sie nicht zum Beispiel genau so gut unten auf der Landstraße lustwandeln, Herr Schulteiß?“

„Und mich dadurch in Gefahr bringen, von Herrn Kjel beobachtet zu werden?“ rief er siegesgewiß aus. „Sein Verdacht würde erregt und Ihr Interesse kompromittiert werden.“

„In wenig Minuten“ — er zog die Uhr aus der Tasche — „werden Sie eine gleichgültig schlendernde Persönlichkeit den Pfad hinter dem Laubenhügel hinab verschwinden sehen . . .“

„Was, noch nicht halb neun? Geht die richtig, sind Sie ganz sicher?“ unterbrach sie ihn eifrig.

„Ich stehe dafür ein . . . Verlassen Sie sich nur auf mich, Fräulein Minna.“ kam es dann nach einer Weile in leisem, hohl eingeschlossenem Tone wie aus einem Tonnen- gewölbe aus seiner unterdrückten Bewegung heraus.

„Ach, Sie haben auch so viele Spitzfindigkeiten, Herr Schulteiß!“ schalt sie kokett, „hätten Sie mir nicht gleich sagen können, wie viel die Uhr ist.“

„Ich enthalte mich jeden Widerspruchs, ich schweige . . .“

Er verbeugte sich mit strahlendem Gesicht.

„Hören Sie, Schulteiß, es handelt sich darum, das „Zwanzigste Jahrhundert“ zwischen Vaters Zeitungen heraus zu expedieren. Ich will nicht, daß Mutter den Aufsatz liest, dem ich den Titel „Das kleine, glatte Jawort“ gab; sie erkennt mich sofort an dem Stil. Und Sie wissen, wenn sie mit mir darüber sprechen will, und alles das, was man so schreiben kann, gleichsam aus Fenster genommen und gelüftet und besehen werden soll — das ist ganz unerträglich! Wenn sie es angenommen haben, dann kommt es gewiß in dies Heft. Es durchschauert mich förmlich, wenn ich daran denke, wie manch ein junges Mädchen vielleicht schon in der nämllichen Nacht in Thränen gebadet daliegt und bereut, wie sie sich so in einer Minute dem Alleinherrscher hat völlig hingeben können . . . Es ließ mir keinen Frieden, bis ich es niedergeschrieben hatte, daß das Jawort so gelten sollte, daß sie mit Leichtigkeit eine Scheidung erlangen kann und eigne Verfügung über ihr Vermögen und Gleichberechtigung mit dem Manne hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

In der Zeit seit unserem letzten Spaziergang durch die gegenwärtige Musikwelt sind die örtlichen Ereignisse des Augenblicks sehr hinter weitergreifende Angelegenheiten zurückgetreten. Die Weihnachtzeit war sonst reich an Neuigkeiten des Theaters und an größeren Konzerten, in denen irgend ein Weihnachtssoratorium oder dergl. zu kommen pflegte. Die verhältnismäßig große Armut an produktiven Leistungen, in der sich unser Musikleben jetzt befindet, zeigte sich auch diesmal. Eines der Konzerte, die wir in dieser Zeit besuchten, hat uns allerdings manche Freude gemacht: wir meinen den Abend, den der Komponist Robert Erben — übrigens einer der feinfühligsten Klavierbegleiter — in Gemeinschaft mit vier Sängern und Sängerinnen gegeben hat. Das beste daran waren zwei neue Klavierstücke Erbens von gut moderner Charakteristik. Reicher gestalteten sich die ersten Tage des neuen Jahres. Namentlich traten zahlreiche Violinspieler beiderlei Geschlechtes auf. Der eine von ihnen, den wir zu hören bekamen, Ferencz Hegedüs, lehrte uns allerdings wieder nur den wohlbekannten Typus des geborenen Spielmannes kennen, den man sich nicht leicht ohne sein Instrument denken mag, der sich aber gerade durch sein Können verleiten läßt, schwere Aufgaben zu leicht zu nehmen und über die Kunst die Kunstfertigkeit zu setzen. Daß er speziell an gewichtigerer deutscher Musik nicht heranreicht, konnten wir uns nur von mehreren anderen Seiten sagen lassen, da wir einen Teil seiner Konzerte in der „Philharmonie“ zubringen wollten, die trotz jener Unproduktivität doch in mehrfadem Sinne den Namen einer „Zubielharmonie“ verdient. Es galt einen (den III.) der Lieberabende von Dr. Ludwig Willner. Dieser Sänger, einer der vielen

Tenorbaritone, die anscheinend Tenore sein wollen, war längst durch seinen über das Konzert hinausreichenden leidenschaftlichen Vortrag und durch seinen Mangel an spezifischer Gesangstechnik berühmt. Seither scheint er mit heissem Bemühen weiter gelernt zu haben. Nachdem wir ihn nun wieder gehört, können wir nur sagen: er ist ein Künstler vom echten Ernst und schon um dieses willen wert des großen Zulaufs; doch ein musterwürdiger Gesangstechniker ist er trotz allem nicht geworden. Mit weniger Ausnahmen hat seine Tonbildung etwas Raues und Unausgeglichenes und dabei doch so viel Einförmigkeit, daß die richtige Materie, in welcher der Vortrag charakterisierend wirken soll, fehlt.

Inzwischen stehen mehrere weitergreifende musikalische Streitfragen im Vordergrund des öffentlichen Interesses. So vor allem die der Berechtigung, R. Wagners „Parsifal“ außerhalb des Bayreuther Festspielhauses, und zwar in New York, aufzuführen. In der dagegen entfachten Bewegung ist so viel richtig, daß eine amerikanische oder überhaupt eine Operndarstellung auf den „Parsifal“ (wir sprechen absichtlich von einem „auf“) nun einmal gar nicht paßt; und die Rechtsfrage des Erwerbens der Partitur muß den Juristen verbleiben. Entschieden aber müssen wir uns gegen die Aufregung wehren, mit der uns hier die Anerkennung einer Art von Monopol zugemutet wird. Jeder Tag sieht so vieles Erhabene in den Staub gezerrt und sieht so viele Personen und Dinge auf völlig falschem Posten stehen, daß ein Entrüstungssturm an ungezählten andren Punkten viel nötiger sein würde als hier, wo noch dazu die Werte der Wagnerischen Kunst gar nicht mehr zu mindern sind. Die Kernfragen des Kunstlebens liegen in solchen Fragen ebenjowenig wie etwa in der an zahlreichen Stellen rege gehaltenen Angelegenheit der Konzertsaalreform. Beispielsweise widmet das altbewährte Streiterorgan für musikalischen Fortschritt, das jetzt neudirektorierte „Musikalische Wochenblatt“, diesem Gegenstande den Beginn seines neuen Jahrganges. Das ist eine Sache, bei der man ein Ausprobieren in dieser oder in jener Form, ob nun von der äußeren Ausführung mehr oder weniger bedeckt wird, gewiß empfehlen kann. Im übrigen — wie wenig läßt ein wirklicher Konzertsänger durch Licht oder Dunkel, durch Streidbewegung oder Chorverschlüsse usw. eine Aenderung in seinem Hören geschehen! Er weiß auch, daß er nicht das Wichtigste, daß er zwar ein unentbehrliches, aber doch nur ein sekundäres Glied im ganzen des künstlerischen Geschehens ist; und für ein solches sind die wenigsten Umstände die besten. Daß aber unsere Konzerts- und zumal Theater- räume die Kunst und die Künstler zum dienenden Gliede gegenüber dem bisherigen Hauptgliede, dem Publikum, machen, das zeigen wieder die Erfahrungen, die sich in den letzten Tagen aus dem Thema vom Theaterbrand ergaben, und die, mag nun der eine Bau sicherer, zweckmäßiger, als der andre sein oder nicht, doch immer wieder auf das eine hinweisen: auf die Dienstbarkeit von Kunst und Künstlern unter der Macht des Geschäftes der Unternehmer und der Unterhaltung des Publikums. Von dem, was R. Wagner über das Glend der Opernhäuser gesagt hat, sind jene Erfahrungen schließlich nur ein, wenn auch ein besonders fühlbares, Beispiel. Mit einzelnen Notausgängen u. dergl. wird nichts Wesentliches gebessert. Wichtiger als ein verdecktes Orchester usw. scheint uns ein verdecktes Publikum zu sein.

Und wichtiger, als daß etwa das Finale im zweiten Akte der einen Operette geschickt aufgebaut ist als der entsprechende Teil einer andren Operette, scheint uns dies zu sein, daß auch die heiterste Theaterkunst um der Kunst und der Künstler und nicht um des Publikums willen da sei. In dieser Zukunftshöhe hat uns auch die neueste Operette nicht geführt. „Das Schwalbennest“, eine dreiaktige französische Operette, Text von M. Ordonneau, Musik von Henri Herblay — jener ein älterer, dieser ein junger Mann — wurde im Central-Theater vergangenen Sonnabend zum erstenmal gegeben; der Erfolg war nicht nur am ersten Abend, sondern auch am zweiten so groß, daß dieser (den wir zum Anhören wählten) ebenfalls einer Premiere glück. Und zwar ist „Erstaufführung“ hier wörtlich zu nehmen: Direktor Ferencz kam diesmal sogar der französischen Aufführung zuvor. Die Art des Stückes ist die einer Situationsposse, aufgebaut auf Verwechslungen, die als ein zur bestmöglichen Unterhaltung dienender Akt vor sich gehen, und denen hintwieder die Musik als Charakterisierung des blühenden Blödsinnes zu dienen hat, mit Verwendung mancher hochdramatisch-ernster Formen und im übrigen aller bekannten Operettenkniffe von Brettmusik des galoppierenden und des sentimentalen verweilenden Juges. Nur ein Couplet kam da ausnahmsweise nicht vor. Das Libretto ist eine amüsante Abwandlung des alten Themas vom Eindringen junger Liebhaber in ein Mädchenstift, eben das Schwalbennest. Mehr davon zu erzählen würde wahrlich nur ein Wiederholen des landläufigen Inventars der Operettenwelt sein. Der Komponist beherrscht den musikalischen Teil dieses Inventars mit so viel flotter Geschicklichkeit, daß er vielleicht auch einmal etwas echt künstlerisches schaffen kann; die Steigerung einer Niesenverlegenheit am Ende des zweiten Aktes zu einem Wirrwarr, der von einem Cafewall beherrscht wird, ist ein virtuosos Stück der verfehrten und durch diese Verfehrtheit mitreisenden Musikwelt. Die Künstlerin, die im Mittelpunkt der Aufführung stand, der Stolz unserer Operettenbühne, Mia Werber, bringt indirekt eigentlich doch einen Nistort in jene Welt. Sie ist allzu künstlerisch groß, allzu echt, als daß man für sie nicht etwas wesentlich andres wünschen müßte. Die wohlbekannten Uebrigen passen mit ihrer grotesken Darstellung der Ill.-Phantastik besser dazu. Kapellmeister Siegfried

Mozik würde nicht so beachtet, wie sein Zusammenhalten des Ganzen es verdiente. In den Gesang der einzelnen und des Chors stellt dieses Aufgaben, die allerdings meist über das Können der Mitwirkenden hinausgehen — Herrn Oscar Braun ausgenommen. Soweit uns unsere vergleichende Erinnerung trägt, hat dieser Sänger noch ganz zuletzt schöne Fortschritte gemacht. Eine ebenfalls zum Tenorbariton angelegte Stimme, die jetzt aber zugleich die Leistungen eines wichtigen Tenors giebt! — sz.

(Nachdruck verboten.)

Das Reichshaushaltsetat-Gesetz.

Wenn im Reichstage in einer Art Lohwäbahu über Kunstpflege und Essigsäure, über römische Archäologie und Rieselfelder, über Weltausstellungen und Vogelschutz, über Reichstagsdiäten und Kochbücher, über den Zukunftsstaat und Casarenwahnsinn, über Milchbrand und Burgenbauten und über noch tausenderlei Dinge gesprochen wird, dann vermag oft nur ein geschulter Parlamentarier den inneren Zusammenhang der Diskussion zu erkennen. Dieser ist gegeben durch die Statpositionen, zu denen die verschiedenen Redner das Wort ergriffen haben — oft ohne es zum Schrecken der Hörer sobald wieder loszulassen. Der Reichshaushaltsetat zerfällt nämlich in eine Reihe von Einzelsetats, Statkapiteln und Statiteln, die numeriert und untereinander aufgeführt sind. Maßgebend für die Spezialisierung des Etats sind die im Artikel 4 der Reichsverfassung vorgezeichneten Aufgaben des Reiches. Entsprechend diesem Artikel finden wir in dem Budget bei den Ausgaben besondere Etats für: Bundesrat (aufgeführt beim Etat des Reichsamtes des Innern), Reichskanzler, Reichskanzler und Reichskanzlei, Auswärtiges Amt, Reichsamt des Innern, Verwaltung des Reichsheeres, Reichs-Militärgericht, Marine, Reichs-Justizverwaltung, Reichs-Schatzamt, Reichs-Eisenbahnamt, Reichsschuld, Rechnungshof des Reiches, Allgemeiner Pensionsfonds, Reichs-Invalidenfonds, Post- und Telegraphenverwaltung, Reichsdrucker, Eisenbahnverwaltung. Zusammen sind es 17 Special-Etats mit 87 Kapiteln, zu denen noch 14 eingeschobene kommen; jedes Kapitel zerfällt in 3 bis 66 Titel.

Am reichsten gegliedert ist der Etat des Reichsamtes des Innern, das allmählich zu einem „Mammutamt“ angewachsen ist; wir finden dort u. a.: allgemeine Fonds, unter denen auch die Zuschüsse für die Invaliditäts- und Altersversicherung verzeichnet stehen, Bundesamt für Heimatswesen, Statistisches Amt, Reichs-Gesundheitsamt, Reichs-Versicherungsamt, Schiffsvermessungsamt, Patentamt, Pphyikalisch-technische Reichsanstalt, Kanalamt und das Aufsichtsamt für Privatversicherung.

Das den Einzelsetats vorangestellte „Gesetz betreffend die Feststellung des Reichshaushalts-Etats“ enthält lediglich die Gesamtsummen der Ausgaben und Einnahmen; bei den Ausgaben werden die Summen der fortbauenden, der einmaligen des ordentlichen und der einmaligen des außerordentlichen Etats getrennt angeführt. Darauf folgt dann regelmäßig noch ein Paragraph, in dem dem Reichskanzler die Ermächtigung zur Ausgabe von Schatzanweisungen gegeben wird. Das Tabellenwerk des Reichshaushalts-Etats gilt nur als eine „Anlage“ zu diesem Gesetz. Die Form des Gesetzes ist für den Reichshaushalts-Etat durch Artikel 69 der Reichsverfassung vorgeschrieben; diese Vorschrift besagt, daß der Reichshaushalts-Etat nur unter Zustimmung des Reichstags und Bundesrats festgestellt werden kann. Ueber die rechtlichen Wirkungen, die dem ordnungsmäßig wie ein Gesetz festgestellten Reichshaushalts-Etat zukommen, enthält die Verfassung des Reiches nichts; der Etat ist kein Befehl, kein Verbot, sondern eine Zusammenstellung von Zahlen, die in ihrer Gesamtheit die Finanzwirtschaft des Reiches darstellen. Die einzelnen Posten des Etats haben eine ganz verschiedene Bedeutung, die sich in ihrer verschiedenen Höhe widerspiegelt; da sie in den meisten Fällen nur das Ergebnis einer nach bestimmten Grundfragen angestellten Schätzung sind, so kann keine Rede davon sein, daß Abweichungen von den einzelnen Zahlen des Etats nicht vorkommen dürften. Etwas anderes ist es aber mit dem Etat als Ganzen; dieser bildet für die Vertretung die Richtschnur, nach der sie ihre Geschäfte zu führen hat, so weit das von ihrem Willen abhängig ist. Bei der Rechnungslegung über abgeschlossene Finanzjahre wird deshalb der Etat als Norm aufgelegt, nach der die Kontrolle der Geschäftsführung der Verwaltung durch Reichstag und Bundesrat geübt wird.

Ueber jede Abweichung vom Etat hat die Verwaltung Rechenschaft abzulegen.

Abweichungen vom Etat — wer denkt dabei nicht sofort an die Etatüberschreitungen, deren größte seit dem Bestehen des Reiches wir vor wenigen Jahren bei dem famosen Kreuzzug gen China erlebten. Der Reichstag ist formell befugt, jede Etatsüberschreitung zu prüfen, zu genehmigen oder nicht zu genehmigen; bei solchen Mehrausgaben, die sich aus unabweisbaren Gründen ergeben haben, z. B. aus einer allgemeinen Erhöhung der Preise für Lebensmittel und Materialien, begnügt sich die Volksvertretung mit einer Anerkennung der Thatsache; bei andern Mehrausgaben, die durch eine Willensentschließung der Regierung entstanden sind, kann der Reichstag — auch nichts machen, fernerhin uns ein Ministerverantwortlichkeits-Gesetz fehlt. Die hunderte Millionen Mark für den phantastischen Kriegszug nach China sind seiner Zeit von der Mehrheit des Reichstages gegen den Widerspruch der Socialdemokratie nach-

träglich bei der Bitte um Indemnität gebilligt und bewilligt worden; aber thatsächlich hätte auch ein entgegengesetztes Votum des Reichstages nichts an den Dingen geändert; unser Konstitutionalismus ist so schwach, daß nicht einmal der Rücktritt des Reichskanzlers von seinem Amte sicher gewesen wäre, wenigstens wäre er das äußerste gewesen. Staatsrechtlich korrekt hätte die Regierung bei jenem China-Abenteuer gehandelt, wenn sie sofort den Reichstag zusammenberufen und ihm einen Nachtragsetat unterbreitet hätte; denn der Erlaß eines Nachtragsetats ist in der Praxis wiederholt als zulässig erachtet worden, wenn sich neue Ausgaben als notwendig erweisen oder eine Veränderung der Einnahmequellen erfolgt. In der Reichsverfassung ist freilich dieser Fall nicht vorgesehen worden.

Da der Reichs-Haushaltsetat nach dem schon erwähnten Titel 69 der Verfassung für jedes Jahr durch ein besonderes Etatsgesetz festgestellt werden muß, so ergibt sich daraus, daß nach dem Ablauf des Etatsjahres, das vom 1. April eines Kalenderjahres bis zum 31. März des nächsten läuft, das Budget seine Kraft verliert und nicht als Normalbudget ohne weiteres bis zur gesetzlichen Feststellung eines neuen Etats fortwirkt. Das zu betonen ist um so wichtiger, weil die Reichsverfassung gar nicht von einer Bewilligung der Einnahmen durch die Volksvertretung redet und die Haupteinnahmen des Reiches auf dauernden, der jährlichen Genehmigungen durch das Parlament nicht bedürftigen gesetzlichen Titeln beruhen. Lediglich neue Einnahmequellen, für die der Regierung in den bis dahin bestehenden Gesetzen kein Rechtstitel gegeben war, und die Matricularbeiträge können nur mit Zustimmung des Reichstags eröffnet werden; auch zur Aufnahme von Anleihen und zur Veräußerung von Reichs-Finanzvermögen bedarf die Regierung der Ermächtigung durch Reichstag und Bundesrat.

Die Feststellung des Reichs-Haushaltsetats im Reichstage geschieht in drei Lesungen, wie die Beratung jedes Gesetzesentwurfs. Die erste Lesung ist der Generaldebatte vorbehalten; entsprechend dem Sinne des Budgets als eines Regierungsprogramms werden bei ihr die allgemeinen Regierungsgrundsätze einer Erörterung unterzogen und es wird Kritik an den allgemeinen Maßnahmen der Regierung und den Haupterscheinungen des politischen Lebens geübt. Diese Kritik wird naturgemäß immer an geschene Dinge anknüpfen, kann dann aber auch programmatisch weitergeführt werden und Grundsätze für die künftige Gestaltung der Reichsregierung entwickeln. Aus diesem Grunde liegt die Diskussion in der ersten Lesung des Etats in der Regel den anerkannten Führern der verschiedenen Parteien ob. Daß die Socialdemokratie dabei mehr und mehr an die erste Stelle gerückt ist, liegt nicht allein an der überragenden Persönlichkeit ihrer Wortführer, sondern zum Hauptteil daran, daß sie die einzige Partei ist, die an den Erscheinungen des politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens eine principielle Kritik übt. Sie geht von einer ganz bestimmten, der heute herrschenden entgegengesetzten Weltanschauung aus, greift die großen Gesichtspunkte heraus, zeigt die Grundzüge der Entwicklung auf und bewertet alle Einzelerscheinungen nur als Symptome, deren besondere Kritik der zweiten Lesung vorbehalten bleibt. Zwischen der ersten und der zweiten Lesung des Etats beginnt dann die sogenannte Budget-Kommission ihre wichtige Arbeit. Da die Verhandlungen über alle Titel des Etats, die bei der zweiten Lesung einzeln aufgerufen und zur Diskussion gestellt werden müssen, in der Vollversammlung (Plenum) des Reichstags zuviel Zeit in Anspruch nehmen würden, da ferner zahlreiche und erhebliche Einzelfragen bei manchen Gegenständen zu erledigen sind, so verweist der Reichstag am Schlusse der ersten Beratung bestimmte Parteien des Etats an einen Ausschuss, in dem alle Parteien, entsprechend ihrer Größe, vertreten sind. Mit diesen der Budgetkommission überwiesenen Parteien beschäftigt sich der Reichstag erst, wenn jene ihre Arbeit vollendet und dem Hause Bericht erstattet hat. Bei der zweiten Lesung des Etats haben die Abgeordneten Gelegenheit, sich zu allen mit dem Budget zusammenhängenden Fragen zu äußern: die Detailkritik beginnt. Dabei entsteht jene Mannigfaltigkeit in den Debatten, die wir in der Einleitung dieses Artikels angedeutet haben. Erheblich kürzer pflegt in der Regel die dritte Lesung zu sein: die Redeflut hat abgeebbt, Titel auf Titel wird als bewilligt angesehen, wenn kein Widerspruch aus dem Hause erhoben wird und nur wenige „Männer der verpaßten Gelegenheiten“ holen hier nach, was sie in der Aufregung der zweiten Lesung veräußert haben. Ist die dritte Lesung des Etats im Reichstage geschlossen, die Gesamtabstimmung vollzogen worden, auch über etwa zum Etat gestellte Resolutionen die Entscheidung gefallen, dann hat noch der Bundesrat den vorgenommenen Änderungen seine Zustimmung zu geben. Ist auch dieses geschehen, dann ist das Reichshaushaltsetat-Gesetz zu stande gekommen und der Hauptteil der regelmäßigen Arbeit des Reichstags erledigt: die Reichsmaschine ist wieder auf ein Jahr gekümmert worden, sie läuft ihren Weg, bis im nächsten Jahre die Arbeit von neuem beginnt. — S.

Kleines feuilleton.

k. Was ein menschlicher Magen alles verträgt. Von der Duldsamkeit des Magens gegen eingeführte Fremdkörper macht man sich keinen Begriff. Man kann ein ganzes Museum in einem menschlichen Magen unterbringen, ohne daß der Mensch oder der Magen

anscheinend hauernden Schaden davonträgt. Es giebt aber auch stürzige Magen, und in diesen Fällen muß der Chirurg das Museum entfernen. So mußte, wie Henri de Parville in einem Artikel mitteilt, Dr. Monnier, der Wundarzt des Krankenhauses Saint-Joseph in Paris, einem Manne durch den Bauchschnitt 25 Fremdkörper aus dem Magen holen, in dem sie sich schon seit Monaten befanden. Es waren folgende Gegenstände: im ganzen acht Köffel drei von 14 und 15 Centimeter, die andern kleiner und von der Magensäure zerfressen), dann die Zinken einer Gabel, der Stiel derselben Gabel, eine Zinke einer Gabel, ein Panseisen von 12 Centimeter, ein Stift von 14 Centimeter Länge und 5 Millimeter Dide mit sehr scharfer Spitze, ein anderer Nagel von 7 Centimeter, eine Nadel von 6 Centimeter, eine ebenso lange Messer Klinge, ein Gabelstiel, eine Messer Klinge von 5 Centimeter, ein Nagel von 6 Centimeter Länge und 5 Millimeter Dide, ein Schüssel von 4 Centimeter, eine sehr spitze Schildpatt-Haarnadel von 8 Centimeter, einige kleine oxydierte Eisenstücke. Im ganzen wogen alle diese Gegenstände 230 Gramm. Der Mann, der alles dies verschluckt hat, ist 22 Jahre alt; er kam im Mai ins Krankenhaus, weil er seit dreiviertel Jahren an epileptischen Anfällen litt. Erst nach und nach bemerkte man, daß sein Magen mehr oder weniger schweren Gegenständen als Aufenthaltsort diene. Er hatte die Gegenstände, wie er selbst gestand, verschluckt, um Selbstmord zu begehen. Den letzten Gegenstand hatte er einen Monat vor Eintritt in das Krankenhaus verschluckt. Alles ging in den Magen und rief Schmerzen hervor, aber nach wenigen Stunden war alles wieder anscheinend in Ordnung. Nach dem sehr geschickt ausgeführten Bauchschnitt und nach langer Genesung ist der Kranke wieder hergestellt; er versprach, nicht wieder mit dem Verschlucken anzufangen. Leute, die derartige Gegenstände verschlucken, giebt es häufiger, als man denkt. Die Pariser „Académie de Médecine“ beauftragte Charles Monod und Léon Labbé, einen Bericht über den Mann mit den 25 Fremdkörpern abzufassen. Die beiden Forscher haben mit Monnier zusammen die Vergangenheit durchforscht und alles in allem Berichte über 78 Fälle gefunden, in denen der Bauchschnitt wegen Fremdkörpern im Magen gemacht wurde. Von den 78 Beobachtungen beziehen sich 60 auf einzelne und 18 auf mehrfache Fremdkörper im Magen. Neunmal fand man eine große Anzahl.

Monnier's Fall erreicht dabei nicht den Rekord, wenn man die Anzahl und das Gesamtgewicht in Betracht zieht. Er wird durch den ganz außergewöhnlichen Fall von Hoffstad in Baltimore übertritten. Es handelte sich um einen Arbeiter, der aus Prählererei Fremdkörper verschluckte, und zwar nach einander zwanzig kleine und zwei große Hundeketten, vier Uhrketten, zehn Schuhnägel, neunundachtzig Nägel von 7 Centimeter Länge, acht Schrauben von 2 Centimeter, zwei Ringnägel, zwei Messerlingen, ein Messerheft, fünfzig Stifte von 6 Centimeter, zwölf Stednadeln, acht Haken in Form von Angelhaken usw. Im ganzen fand man 208 eiserne Gegenstände und 74 Gramm Glasstücke. Bei einem 22-jährigen Taschenspieler (eine Beobachtung von Meitzenbach, Amerika), der bis zu 12 Vorstellungen täglich gab, fand man 127 meist metallische Fremdkörper. v. Bruns (Deutschland) zog aus einem Melancholiker, der Selbstmord begehen wollte, 8 Korlenzieher von 11 Centimeter Länge und 2 1/2 Centimeter Breite, 12 Nägel von 8 Centimeter Länge, einen Eisenring von 8 Centimeter usw. Das alles hatte zwei Jahre in dem Magen gelegen. In andern Fällen war die Verschiedenheit der in den Magen eingeführten Fremdkörper zu beachten. Die Geisteskranken verschlucken alles, was sich unter ihren Händen findet. Die Taschenspieler verschlucken hauptsächlich Messer, Gabeln und Säbellsingen. Andre lassen Gebisse in den Magen fallen, Nähnadeln, Stednadeln, Korlenzieher, Zahnbürsten usw. Wisweifen hat man nach dem Bauchschnitt Stängel aus Haaren und Pflanzenfasern gefunden, die von 120 bis 900 Gramm wogen. Bei zwei Frauen stellte man fest, daß diese Haare daher kamen, daß sie ihre eignen Flechten anbißen. Bei einer andern, bei der man Pflanzenfasern fand, stellte sich heraus, daß sie gewohnheitsmäßig Gras und Stroh abbiß. Diese Kranken ertragen die Anwesenheit dieser Fremdkörper manchmal lange, sogar jahrelang. Aber gewöhnlich stellen sich nach einigen Monaten Schmerzen ein, erste Zufälle treten ein, und man muß seine Zuflucht zum Wundarzt nehmen. Man kann heutzutage sagen, daß der Bauchschnitt ziemlich oft gelingt. Von 78 bekannten Operationen sind nur 9 tödlich verlaufen.

Aus dem Pflanzenleben.

— Eine Frucht mit Schwimmborrichtung. Unter den Pflanzen, deren Samen durch Meeresströmungen an den Küsten des Malaisischen Archipels verbreitet werden, führte bereits Schimper auch Thuarea sarmentosa, ein kriechendes Meerstrandgras, an. Eine genaue Untersuchung dieser Samen veröffentlicht jetzt Dr. Margareta Nieuwenhuis-Nekfal in den „Annalen des Botanischen Gartens“ zu Wittenberg. Nach ihren Angaben bestehen die sogenannten Früchtchen des fraglichen Grasses eigentlich aus Frucht und Spindel. Die Spindel einer blühenden Aehre von Thuarea sarmentosa ist in ihrem mittleren Teile blattartig verbreitert; an ihr befinden sich im ganzen fünf Aehren, die aber fast ausschließlich aus männlichen Blüten bestehen. Nur in dem untersten Aehren, das etwa in der Mitte der Spindel angeheftet ist, steht eine einzige Zwitterblüte. Sobald diese letztere nur befruchtet ist, fallen alle übrigen Blüten ab, und

zunehmend beginnt die Spindel über dem sich entwickelnden Samen sich zusammenzukrümmen so, daß ihre obere Hälfte sich genau gegen die untere legt. So kommt es, daß die Frucht von den beiden sich fest an einander pressenden Spindelhälften in ähnlicher Weise eingeschlossen wird, wie der Kern einer Walnuß zwischen den beiden Schalenhälften. Die in der geschloßerten Weise zu stunde kommende Umhüllung der Thuarea-Samen bildet schließlich eine wasserdichte Luftkammer, die die Schwimmborrichtung der Früchte außerordentlich erhöht. Versuche in dieser Beziehung ergaben, daß Früchtchen, die 81 Tage lang im Laboratorium in einem kleinen mit Seewasser gefüllten Becken geschwommen hatten, nach Ablauf dieser Zeit trotz häufigem Umrühren des Wassers noch vollständig intakt waren. Sicherlich also sind sie für den Transport durch Meeresströmungen in hohem Maße geeignet, wodurch es sich erklärt, daß Thuarea sarmentosa sich von Ceylon über den Malaisischen Archipel bis nach Neu-Haledonien verbreitet. —

(„Prometheus.“)

Technisches.

gr. Auf dem Gebiete der farbigen Photographie ist wiederum eine sehr beachtenswerte Erfindung zu verzeichnen. Das neue Verfahren ist so ungemein einfach, daß seine Verwendbarkeit in großem Umfange nicht bezweifelt werden kann, da man jetzt von jedem vorhandenen Negativ und natürlich auch von jeder neugefertigten Aufnahme nur durch einmaligen Kopierprozeß farbige Bilder herstellen kann. Zu diesem Zweck nimmt man ein Pigmentpapier, bei dem verschiedene Farbschichten bei der Fabrication des photographischen Papiers übereinander gelagert worden sind, und zwar in einer für den beabsichtigten Effekt der farbigen Photographie geeigneten Weise. Je nach der Deckung, welche das Negativ auf das zum Kopieren benutzte Papier ausübt, wird die Lichtwirkung auch verschieden sein; auf diesem einfachen Wege kommt die Wirkung des neuen Verfahrens zu stunde. Die Lichtstrahlen wirken je nach der durch das Negativ hervorgerufenen Deckung der einzelnen Bildteile auf die verschieden empfindlichen Schichten verschieden. So ist es denn erklärlich, daß ein farbiges Bild erzielt werden kann, welches die Farbenmancen in durchaus richtiger Weise — entsprechend den Tonabstufungen — im Negativ wieder giebt. Es ist ausgemacht, daß etwa die farbigen Effekte in unnatürlicher Weise bei den so hergestellten Photographien auftreten, da die Anordnung der verschieden farbenempfindlichen Schichten in einer solchen Weise durchgeführt wird, daß ein durchaus natürliches farbenfreundiges Bild gewonnen wird. Dieses von dem österreichischen Offizier v. Sabel in Gemeinschaft mit Dr. Peschel ausgearbeitete Verfahren der einfachen Herstellung farbiger Photographien erfordert nur einfache Entwicklung der Kopien mittels Wasser. Für Porträts, Landschaften, Architekturen zc. müssen erklärlicherweise verschiedenartig präparierte Pigmentpapiere verwendet werden, die sich auch zur Uebertragung eignen. Da nun das neue Verfahren auch durch die Art der Entwicklung die Erzielung sehr verschiedener Effekte ermöglicht, so dürfte es auch besonders als Ersatz für den farbigen Gummidruck in Betracht kommen. Jedenfalls wird die neue einfache Methode der farbigen Photographie für Amateure und Berufsphotographen die große Annehmlichkeit haben, daß sie mit ungemein einfachen Mitteln schnell und bequem farbenfreundige Bilder erzeugen können. —

Humoristisches.

— Pech, Hinterhuber: „... Is döa a Pech! All' meine Müß, bis auf eine, hab' i' miß'n verlaus'n, damit' mei' Dina auf'n Viehdoktor hat studier'n lömal! Jez' is' er fertig, und wie er nach Hans kimmt, gib' er ihr a' Trankl, wo s' glei' d'ran hin' wor'n is'!“

— Widerlegt. „Die deutsche Sprache ist eigentlich doch recht arm!“

„Na, da sollten Sie 'mal meine Frau hören!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Der Wiener Gemeinderat hat dem Dichter Ferdinand v. Saar ein Ehrengehalt von jährlich 1200 Kronen bewilligt. Saar ist 70 Jahre alt.

— Die fällige Nummer des „Simplicissimus“, die dem Centrum gewidmet war, ist in München konfisziert worden.

— Bierbaums Schauspiel „Stella und Antonio“ fand auch im Dresdener Schauspielhause vielen Beifall. — In Berlin (Berliner Theater) geht das Stück Ende dieses Monats in Scene.

— Knut Hamsuns neues Schauspiel „Königin Lamara“ erzielte bei der Erstaufführung im National-Theater zu Christiania einen starken Erfolg.

— Bei den deutschen Ausgrabungen in der Nähe von Bagdad ist eine Statue Salmanassars II. mit zahlreichen Inschriften entdeckt worden. Der Kopf und die linke Seite sind beschädigt.

— Der Simplontunnel ist bis auf eine Strecke von 1833 Meter durchgeschlagen; auf der Südseite ist die Bohrung 7752, auf der Nordseite 10144 Meter vorgefrüht.

— Nach dem Bericht des Sekretärs des Innern giebt es in den Vereinigten Staaten 270 000 Indianer.